

FRANZ MEURER



Glaube, Gott und Currywurst

Unser Platz ist bei den Menschen

HERDER

FRANZ MEURER



Glaube, Gott und Currywurst

Unser Platz ist bei den Menschen

HERDER

Franz Meurer

Glaube, Gott und Currywurst

Franz Meurer

Glaube, Gott und Currywurst

Unser Platz ist bei den Menschen



FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Die Bibeltexte sind entnommen aus:

*Die Bibel. Die Heilige Schrift
des Alten und Neuen Bundes.*

Vollständige deutsche Ausgabe

© Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2005



Satz: Röser Media, Karlsruhe

E-Book-Konvertierung: Röser Media, Karlsruhe

ISBN E-PUB 978-3-451-83840-8

ISBN Print 978-3-451-39239-9

Inhalt

[Einleitung](#)

[1. Ein Ort](#)

[2. Das Menschenhaus](#)

[3. Mit Kindern](#)

[4. Sozialraumorientiert](#)

[5. Am Grab](#)

[6. Mit Musik](#)

[7. Mit Schule](#)

[8. Multireligiös leben](#)

[9. Alle Priester](#)

[10. Das Geld](#)

[11. Ausstrahlen](#)

[12. Grund-Sätze](#)

[13. Willkommenskultur](#)

[14. Wissend glauben](#)

[15. Lebensschönheit](#)

[16. Schönes Miteinander](#)

[17. Arbeit](#)

[18. Frauen](#)

[19. Kirchendemokratie](#)

[20. Vor Gott](#)

[21. Tipps](#)

[Nachwort](#)

[Links](#)

[Über den Autor](#)

Einleitung

Warum dieses Buch? Aus zwei Gründen.

Den ersten verdanke ich dem berühmten Soziologen Peter L. Berger. Er beschreibt Säkularisierung so: Früher mussten sich die Menschen vor den Kirchen rechtfertigen, heute müssen sich die Kirchen vor den Menschen rechtfertigen. Spätestens seit den Missbrauchsskandalen ist das sonnenklar. Wir Kirchenleute müssen zeigen, was es noch nützen kann, in der Kirche mitzumachen. Nur behaupten, dass es Sinn macht, funktioniert nicht mehr. Unsere Kinder in der Gemeinde fragen oft: „Ist es in echt?“

Also laden wir die Menschen ein, uns zu besuchen, wenn sie sehen und hören möchten, ob unsere Gemeinde funktioniert, den Menschen und Gott nützlich ist. Die Leute kommen in unseren Gottesdienst am Sonntagmorgen um 11 Uhr. Danach zeigen wir ihnen die Aktivitäten, von denen dieses Buch berichtet. Es gibt, das darf ich hier sagen, ziemlich viele, die kommen.

Der zweite Grund für dieses Buch steht im ersten Petrus-Brief der Bibel: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen“ (1 Petrus 3, 15-16). Die Freunde Jesu haben Briefe geschrieben, um zu informieren und Streit in den Gemeinden zu schlichten; Briefe waren damals die modernste Form der Kommunikation. Im Kern sind wir heute nicht viel weiter, auch wir müssen entweder selber schauen oder uns erzählen lassen, was läuft. Das geht per Film oder im Radio, im Internet oder mit diesem Buch.

Wer Bilder, Videos oder Radiosendungen schauen oder hören möchte, findet dazu Hinweise am Ende des Buches.

Dieses Buch betrachtet die Kirche in einem Stadtviertel: eine katholische Gemeinde in einem armen *Veedel*

(Kölnisch, also Kölsch für Stadtviertel) in Köln, die intensiv mit der evangelischen Gemeinde, den Muslimen und den Menschen guten Willens zusammenhält. Geschildert wird, was funktioniert; weniger, was nicht klappt. Natürlich auch, was Probleme macht und wie Lösungsversuche aussehen.

Die großen Fragen, die in der katholischen Kirche in Deutschland anstehen, kommen erst am Ende des Buches vor: Weiheämter für Frauen, Zölibat, Demokratie. Warum? Weil sich Antworten am ehesten anbieten, wenn frau und man gelesen haben, wie sich der Alltag gestaltet. Der Heilige Franz von Sales hat klug gesagt: „Der Alltag ist der Weg zu Gott.“

Wie demokratisch muss die Gemeinde sein, um überhaupt zu funktionieren? Wie viel Macht haben die Frauen, die sich engagieren? Warum geht es ohne Ökumene gar nicht? Bei uns gilt der Spruch: „Ökumene ist doppelt so gut und halb so teuer.“ Im *Veedel* sind die Muslime die Mehrheit der gläubigen Menschen. Also ist die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit der Moscheegemeinde ein Muss.

Zwei kleine Geschichten zu den großen Fragen sollen dennoch am Anfang stehen, weil sie zeigen, wie solche Probleme im Alltag der Gemeinde behandelt werden.

Frauen

Im Sommer 2019 lief in den katholischen Gemeinden in Deutschland die Aktion „Maria 2.0“. Die Idee kam von Frauen in einer Gemeinde in Münster. Eine Woche lang sollten die Frauen, die sonst das Gemeindeleben gestalten, streiken. Gesagt, getan. Also saßen auch bei uns viele Frauen am Sonntagmorgen vor der Kirche und blieben dort auch während der Heiligen Messe. Die Ehemänner übernahmen spontan einige der Aufgaben, zum Beispiel als „Greeter“ die Menschen freundlich an der Kirchentür zu begrüßen und ihnen die Gebetbücher zu überreichen. Andere setzten sich zu den Kommunionkindern, weil die

Katechetinnen auch streikten. Wieder andere übernahmen den Küsterdienst.

Wie in Köln und überhaupt im Rheinland zu erwarten war, überlegte sich der Pastor, also ich, wie er die Frauen ein bisschen ärgern könnte. Zum Glück fiel ihm etwas ein. Da ja nun eine Woche lang Streik sei, müsse ja wohl auch am Montag das geplante Dankessen für die Katechetinnen der Kommunionkinder ausfallen. Schade, aber konsequent. Natürlich kam nun der erwartete Protest der streikenden Frauen, und alle Katechetinnen wurden zu Streikbrecherinnen. Punktsieg für die hierarchische Kirche!

„Maria 2.0“ bezieht sich auf Maria Magdalena, die Jüngerin Jesu. Sie ist ein Vorbild für die streikenden Frauen. Sie ist es für die ganze Kirche. Warum?

Wegen ihrer Beförderung durch den Papst. *Upgrade*, dieses englische Wort kennen viele, die mit dem Flugzeug unterwegs sind. Man kommt in eine höhere Klasse, etwa durch Bonusmeilen. Im *Oxford Dictionary* wird es so erklärt: *raise to a higher standard or rank*. Genau dies ist der Heiligen Maria Magdalena passiert, deren Fest wir in der Kirche an jedem 10. Juni feiern. Papst Franziskus hat vor drei Jahren den vorherigen einfachen Gedenktag zum Fest erklärt. Er hebt sie also auf die gleiche Stufe wie die Apostel und begründet es damit, dass eine tiefere Reflexion über die Würde der Frauen in der Kirche nötig sei.

Papst Gregor der Große im 6. Jahrhundert und Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert gingen noch weiter. Sie nannten Maria Magdalena gar die „Apostelin der Apostel“, also *Upgrade* auf den ersten Platz. Warum diese Hochachtung für diese Frau?

Maria Magdalena war der erste Mensch am leeren Grab Jesu. So berichtet es die Bibel. Sie war die erste Zeugin der Auferstehung Jesu. Ihr ist Jesus nach seiner Auferstehung als erstes erschienen. Sie denkt zunächst, es sei der Gärtner. Doch Jesus sagt: „Halte mich nicht fest, ich bin noch nicht zum Vater gegangen. Geh aber zu meinen Freunden und sag

ihnen: Ich gehe zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Maria Magdalena macht es und verkündet den Jüngern: „Ich habe den Herrn gesehen.“ Es ist also eine Frau, der sich Jesus als Auferstandener als erster zeigt. Das kann man nicht toppen.

Nach alter Tradition kommt Maria von Magdala in der Bibel einige Male vor. Die neuere Bibelforschung sieht das nicht als sicher an, aber die Überlieferung ist einfach zu schön. Klar ist, dass Maria Magdalena Jesus auf seinem Weg begleitet. Sie gilt als die Sünderin, also Prostituierte, die Jesus die Füße wäscht und mit ihren Haaren abtrocknet. Dieses erotische Bild hat die Filmemacher natürlich gereizt, ein Liebesverhältnis mit Jesus in Szene zu setzen. Sie gilt als die Schwester des Lazarus, den Jesus aus dem Tod befreit. Und sie soll die Schwester von Marta sein, die sich beschwert, dass Maria ihr nicht im Haushalt bei der Bewirtung Jesu hilft. Schließlich steht sie mit Maria, der Mutter Jesu, und dem Jünger Johannes am Kreuz, als Jesus stirbt.

Ein Vorschlag: In fast jeder Kirche gibt es die Apostelleuchter, zwölf Kerzen für die Jünger Jesu. Müsste nicht eine dreizehnte dazukommen, am besten eine besonders große, für Maria Magdalena, die Apostelin der Apostel?!

Schwule

In der zweiten Geschichte geht es um Sexualität.

Jedes Jahr gibt es bei uns mehr als 40 sexualpädagogische Tage für Schülerinnen und Schüler – in den Räumen der Pfarrei, nicht in den Schulen. Die Jugendlichen sollen die Liebe lernen, am besten bei uns.

Jetzt geht es um Homosexualität. Fast zeitgleich mit der Aktion „Maria 2.0“ hatte die *Süddeutsche Zeitung* berichtet, dass der Regens, also der Leiter unseres Priesterseminars im Erzbistum Köln, Homosexualität als narzisstische Persönlichkeitsstörung und als Krankheit bezeichnet habe.

Aus persönlicher Kenntnis weiß ich, dass er ein sehr guter Pfarrer war, bevor er Regens wurde. Offensichtlich wurde er nach dem Peter-Prinzip dorthin befördert, wo er nicht mehr förderlich wirken konnte, weil er in Fragen der Sexualität Jahrzehnte der Zeit und der Wissenschaft hinterherlebte. Tragisch. „*Si tacuisses, philosophus mansisses*“; hätte er geschwiegen, wäre er ein weiser Mann geblieben.

Das von keiner Kenntnis getrübe Gerede war zu viel für unseren Pfarrgemeinderat. Zwei der Mitglieder sind offen homosexuell. Der eine lebt seit vielen Jahren mit dem evangelischen Pfarrer in unserem Stadtteil zusammen. Er ist vielfältig engagiert, zum Beispiel in unserer Kinderstadt im Sommer im Zelt der Kleinkinder oder als ehrenamtlicher Küster. Der andere ist Lektor, liest also die Lesungen und Fürbitten in der Heiligen Messe – außer im Karneval, der fünften Jahreszeit im Rheinland. Dann schlägt er die Trommel im Orchester der StadtGarde, dem schwulen Karnevalsverein in Köln. Andere in der Pfarrei leben ihre sexuelle Veranlagung nicht öffentlich.

Die Ehrenamtlichen im Pfarrgemeinderat schrieben einen Brief an unseren Erzbischof, ausdrücklich keinen Offenen Brief, um den Bischof nicht unter Druck zu setzen. Sie teilten ihm die Sorge mit, dass homosexuelle Menschen ihre Heimat in der Kirche verlieren könnten. Uns Hauptamtliche wollten die gewählten Mitglieder des Pfarrgemeinderates raushalten, was ja nicht unklug war.

Als Signal in die Öffentlichkeit wurde eine Regenbogenfahne bestellt und am Fahnenmast vor der Kirche gehisst. Die Presse war eingeladen. Die Reaktionen vieler Menschen, egal welcher sexuellen Orientierung, zeigten dem Pfarrgemeinderat, wie wichtig es ist, dass sich Christen jedweder Diskriminierung entgegenstellen.

Vor gut 50 Jahren stürmte die Polizei in eine Schwulenbar in der Christopher Street in New York. Die Barbesucher wehrten sich. In der Folge entstand eine breite Bewegung. Und jedes Jahr wird weltweit der Christopher Street Day

gefeiert mit Demonstrationen oder Paraden, auch hier in Köln.

Für die katholische Kirche ist Homosexualität kein leichtes Thema. Und viele werden jetzt vielleicht sagen: Ist deren Problem, nicht meins. Die Kirche hat in Sachen Sexualität *eh nix mehr* zu sagen.

So leicht kann und will ich mir das nicht machen. Denn ich bin Teil dieser Kirche und ich möchte, dass wir Katholiken da weiterkommen. Daher fasse ich mal kurz zusammen: Nach offizieller Lehre der Kirche muss ein Homosexueller gleich geachtet werden wie alle anderen, denn er oder sie ist Geschöpf Gottes. Jetzt kommt der Knackpunkt. Die Kirche sagt bis heute: Ein homosexueller Mensch darf seine Veranlagung nicht ausleben, erlaubt ist ihm nur, enthaltsam zu leben. Das wird kaum eine lesbische Frau oder ein schwuler Mann verstehen können. Warum darf ich nicht ausleben, was Gott in mir angelegt hat?

Nun sagt selbst Papst Franziskus, dass er nicht über die Sexualität von Menschen urteilen möchte. Aber: An der offiziellen Lehre hat er noch nichts geändert. Warum nicht? Wie kann die katholische Kirche da weiterkommen? Das muss sie – denn der Umgang mit der Homosexualität ist so etwas wie der Lackmustest für eine gute oder eine schlechte Religion. Schlecht ist sie, wenn die Religion das Leben verneint.

Das Ganze mag eher als ein Problem für den Binnenkreis der Theologen und der Bischöfe erscheinen, die Menschen, auch die allermeisten Katholiken, sind längst darüber hinweg. Aber in dieser Frage liegt der Hund begraben: Wie können wir unserer Tradition – und der Glaube der Kirche lebt von und durch die Tradition, dem Weitergeben der befreienden und guten Worte von Gott seit den Zeiten des Alten Testaments und der Aposteln und Apostel – dennoch treu bleiben, selbst wenn wir Änderungsbedarf sehen? Kurz: Wie eine Lehre ändern, die bislang das Gegenteil besagt? Das ist das Dilemma, in dem auch der Papst steckt.

Helfen kann der Blick in die Geschichte. Und da ist glasklar: Die katholische Kirche kann durchaus ihre Lehre verändern. Vor gut zwanzig Jahren wurde der *Limbus* abgeschafft – auch so ein theologischer Fachbegriff, der aber nicht ohne ist. Dorthin, in den *Limbus*, sollten nämlich nach alter Kirchenlehre die ungetauften Kinder kommen. Papst Benedikt XVI. hat dies endlich abgeschafft. Jahrhundertlang meinte die Kirche, ohne Taufe sei der Himmel verschlossen. Thomas von Aquin, der große Theologe vor achthundert Jahren, hat sich mit der Frage beschäftigt, was passiert, wenn ein Kind in der Wüste geboren wird. Der Mann war mit sich am Ringen, der war ja kein Unmensch. Aber trotzdem kam Thomas von Aquin damals zu dem Schluss: Dort ist kein Wasser für die Taufe. Wenn das Kind stirbt, kommt es nicht in den Himmel. Sie merken: Logik und Treue zur Lehre kann manchmal ganz schön grausam sein. Stichwort: Lackmustest.

Die Kirche hat diesen jahrhundertealten Blödsinn abgeschafft, also kann sie auch ihre Lehre zur Homosexualität verändern. Hoffentlich bald.

Wem Kirche nützt

Wer die Kirche voll haben will, hat sie leer. Warum? Weil es das falsche Ziel ist.

Heiner Koch, der Erzbischof in Berlin, sagt es so: „Es darf uns als Kirche nicht in erster Linie um unsere Mitgliederzahlen gehen. Wir sind dazu da, die Frage nach Gott aufzuwerfen und wachzuhalten. Das geschieht auf vielerlei Weise: zuerst durch das Zeugnis der Menschen und die praktizierte Nächstenliebe, aber auch durch unsere Institutionen“ (*Publik-Forum* 10/2016, S. 32).

Die Kirche hält die Frage nach Gott offen, wenn sie den Menschen dient. Dann ist sie nützlich. Das Produkt ist Service. „Unser Platz ist bei den Menschen“ heißt der Untertitel dieses Buches, und das meint: Die Kirche ist für die Menschen da, nicht die Menschen für die Kirche.

Die Basisinstitution der Kirche ist die Pfarrei. Wann nützt sie den Menschen und damit auch Gott? Wie lässt sich feststellen, ob ein Projekt funktioniert, ob das Format stimmt? Wie kann man also den Erfolg messen?

Natürlich zuerst einmal einfach über die Teilnehmerzahl. Wenn sich keine Jugendlichen für die Vorbereitung zur Firmung anmelden, ist es für die Katz.

Früher war das wichtigste Kriterium der Erfolgsmessung die Höhe des Gottesdienstbesuchs am Sonntag. Im Jahr 1990 besuchten in Deutschland 6,2 Millionen katholische Christen am Sonntag die Heilige Messe, 2014 nur noch 2,6 Millionen, rund zehn Prozent.

Heute ist der Bedeutsamkeitsnachweis wichtiger als die bloße Teilnehmerzahl. Wie wirkt sich die Zeit der Erstkommunionvorbereitung für ein Kind aus? Was macht die Firmkatechese mit den Jugendlichen? Bei uns leben die jungen Menschen vor der Firmung acht Tage nicht zu Hause, sondern im Pfarrheim und der Kirche. Dazu später mehr. Wenn es den Heiligen Geist gibt, muss er in dieser Woche spürbar sein. Auch beim Putz- oder Küchendienst, nicht nur beim Gebet.

Zwei kleine Geschichten schildern nun, wie es in der Pfarrei klappen kann und wie nicht.

Unterm Föhn

Die erste ereignet sich im Schwimmbad. Frühmorgens öffnet unser Hallenbad um 6:30 Uhr. Um mich fit zu halten, fahre ich mit dem Rad hin, in vier Minuten bin ich da. Zuerst 60 Bahnen, dann Rückenstrahl und Sprudelbad. Joggen ist nichts für mich, davon bekomme ich dicke Knie. Wenn die Tageszeitung ein spannendes Thema hat, trinke ich am Morgen auch zuerst eine Tasse Kaffee, lese in der Zeitung und starte dann. Das geht nur, wenn morgens keine frühe Beerdigung ansteht.

Vor kurzem war ich wieder mal spät dran. Kinder der Grundschule hatten Schwimmunterricht, während wir

Erwachsenen unsere Bahnen im abgesperrten Teil daneben zogen. Nach dem Duschen, Abtrocknen und Anziehen traf ich die Kinder in der Halle mit den Haarföhnen. Einige hatten kein Zehn-Cent-Stück für den Föhn, und ich verteilte ein paar, die ich immer auf Vorrat in der Hosentasche habe, wenn ich schwimmen fahre. Ein kleines Mädchen, viertes Schuljahr, strahlte mich an. Ich sagte: „Super, dass du schon schwimmen kannst!“ Da sagte sie ganz stolz zu den andern Kindern: „Das ist mein Pfarrer.“ Darauf ein kleiner Junge: „Wo fährt er Dich denn hin?“

Woher sollte der Junge wissen, was ein Pfarrer ist? Bei uns in einem eher armen Viertel sind die meisten nicht katholisch oder evangelisch, sondern Muslime, Sikhs oder Jesiden, oder ohne Religion. So musste der Knirps „Fahrer“ verstehen. Was ja völlig in Ordnung ist, er interessierte sich eben für die Beziehung, die das Mädchen ansprach. Irgendwie ist ja auch „Fahrer“ und „Pfarrer“ das Gleiche. Beide bringen die Kinder voran, begleiten sie auf ihrem Weg, sind unterwegs auf ein Ziel hin.

Das kleine Mädchen fragte mich dann noch: „Wann ist nochmal der Gottesdienst am Sonntag?“ Bei uns um 11 Uhr, eine gute Zeit, damit die Familien und alle andern vorher ausschlafen und gemeinsam frühstücken können. Ich sagte ihr die Zeit, erwartete aber nicht, dass sie am nächsten Sonntag kommen werde. Sie war auch nicht da, vielleicht ja demnächst einmal.

Doch darauf kommt es nicht an. Mehr als ein Jahr nach ihrer Erstkommunion hat sie stolz ihren Pfarrer präsentiert. Zum Gottesdienst hat sie wohl nur noch Kontakt durch die Schulgottesdienste und durch den Gottesdienst in unserer Kinderstadt in den Sommerferien mit 600 Kindern. Hier sind praktisch alle Kinder aus dem Viertel dabei, natürlich ökumenisch organisiert.

Im Schwimmbad zeigte sich: unsere Beziehung trägt, auch wenn wir uns nur selten begegnen.

Fußpflegerat

Die zweite Geschichte erzählt vom Rat der Fußpflegerin. Ein Anruf am Nachmittag. Eine junge Frau möchte eine „Traufe“, also eine kirchliche Trauung mit der Taufe des Babys des Paares. Die Familie wohnt in einem kleinen Ort im Speckgürtel der Großstadt. Die junge Mutter war früher einmal Messdienerin und bittet nun um die Sakramente der Taufe und der Ehe.

An ihrem neuen Wohnort erhielt sie vom Diakon, der Hochzeit und Taufe begleiten sollte, die Auskunft, es dürften nur Lieder aus dem Gotteslob, dem offiziellen katholischen Gebet- und Liederbuch, gesungen werden. Sie wünscht jedoch, dass ihr Lieblingslied bei der Hochzeit gesungen wird. Fehlanzeige.

So telefoniert sie nach einem Pfarrer oder Diakon, der das gut findet. Die Fußpflegerin der Mutter hatte sie an mich verwiesen. Leider kann ich am gewünschten Termin nicht, da ich schon bei zwei Hochzeiten an diesem Tag den Brautpaaren assistiere. Trauen, also das Sakrament spenden, machen die Paare ja gegenseitig. Diakon oder Priester sind nur Assistenten.

Was kaum einer weiß: Eine kirchliche, katholische Trauung kann sogar vor dem Standesbeamten geschehen. Dann assistiert der eben. Öfter geschieht sie ja bei einer konfessionsverschiedenen Ehe in einer evangelischen Kirche. Dann muss nicht unbedingt ein katholischer Geistlicher dabei sein. Für das Sakrament der Liebe zwischen den beiden braucht es keinen Priester oder Diakon. Eine Trauung vor dem Standesbeamten mit Sakramentspendung kommt natürlich selten vor. In 43 Jahren als Priester habe ich es einmal erlebt. Das Paar wollte feierlich in der Kirche heiraten, da starb plötzlich der Vater der Braut. An eine Feier war nicht zu denken. Beide wollten sich aber das Sakrament vor Gott spenden. Das geschah dann im kleinen Rahmen vor der Standesbeamtin.

Wie konnte ich nun der jungen Frau mit der „Traufe“ helfen? In Köln gibt es zum Glück drei spezielle Traukirchen, die auf die Wünsche der Paare eingehen. Im Internet: www.meinetraukirche.de. Die drei Kirchen bieten jeweils Gottesdienste mit verschiedener Gestaltung an: eher traditionell oder ernst und feierlich oder eher modern. Die Trauung ist ja wohl das individuellste, persönlichste Sakrament. Deshalb muss unbedingt auf die Wünsche der Brautpaare für die Gestaltung eingegangen werden, finde ich. Hier gilt ein altes Sprichwort: Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit. Und die Brautpaare gehen weg. Schade!

Warum ist es sehr wichtig, auf die Wünsche der Menschen als Seelsorger einzugehen? Man könnte ja auch sagen: So sind hier die Regeln, basta!

Die Antwort geben die ersten beiden Sätze des Katechismus der katholischen Kirche: „Gott ist in sich vollkommen und glücklich. In einem aus reiner Güte gefassten Ratschluss hat er den Menschen aus freiem Willen erschaffen, damit dieser an seinem glückseligen Leben teilhabe.“ Gott will uns glücklich machen – das ist seine Perspektive!

Das kann er nicht allein, er braucht uns Menschen. In dieser Welt hat er unsere Nase, unsere Augen, unsere Hände, unser Hirn, unser Herz, unsere Füße, um reinzuriechen, anzupacken, mitzufühlen, hinzugehen, aufzuhelfen, mitzudenken.

Damit wir es kapieren, schickt der Vater den Sohn in die Welt. Er macht uns vor, wie wir gut und glücklich leben können. Nicht gegeneinander, sondern füreinander; nicht ohneeinander, sondern miteinander; nicht nebeneinander, sondern beieinander. Jesus kommt nicht zur Inspektion in unsere Welt, nicht um zu kontrollieren, wie es läuft. Er wird ganz Mensch und macht alles mit, was es in unserem Menschenleben gibt. Damit wir am glückseligen Leben